

Barbara Sichtermann

Ein freies Frauenzimmer

Caroline Schlegel-Schelling

edition ebersbach

INHALT

DER LEBENSWEG
Das Glück in der Freiheit

7

DIE INTELLEKTUELLE
Begegnung in heiterer Helle

32

DIE VERFOLGTE
Das unbezweifelte Verwirrungsrecht

58

DIE GASTGEBERIN
Chorführerin der Geister

85

DIE LIEBHABERIN
Von Natur politisch-erotisch

110

LITERATUR

138

Die Originalzitate aus den Briefen wurden in Grammatik, Rechtschreibung und Zeichensetzung heutigen Gepflogenheiten angepasst.

DER LEBENSWEG

Das Glück in der Freiheit

Das kleine Göttingen war eine große Universitätsstadt – damals im 18. Jahrhundert. 1737 wurde die Georg-August-Universität eingeweiht, sie zog als Lehrstätte der Aufklärung die besten Köpfe an. Hier hatte die theologische Fakultät kein Übergewicht und keine Sonderrechte mehr, wie es anderswo üblich war, das hieß: Forschung und Lehre konnten sich sehr weitgehend ohne Zensur seitens des Klerus entfalten. In Göttingen hielt der Physiker und Mathematiker Georg Christoph Lichtenberg seine Vorlesungen, ferner lehrten der Altertumswissenschaftler Christian Gottlob Heyne, der Historiker August Ludwig Schlözer und der protestantische Theologe und Orientalist Johann David Michaelis. Johann Wolfgang Goethe hätte gerne hier studiert, aber sein Vater bestand auf Leipzig. Der Geist Göttingens jedoch zog den Dichter immer wieder an, und er weilte gerne im gastfreundlichen Hause des Professors Michaelis.

Dort wurde am 2. September des Jahres 1763 eine Tochter geboren: Caroline. Mutter Antoinette war die zweite Frau Michaelis, sie gebar neun Kinder, von denen vier heranwuchsen: neben Caroline, der Ältesten, bevölkerten die Schwestern Lotte und Luise sowie Bruder Philipp das große Haus, eine ehemalige Gastwirtschaft. Die innigste Beziehung entwickelte Caroline zu ihrem neun Jahre älteren Halbbruder

Friedrich aus des Vaters erster Ehe. Und Fritz hielt seinerseits große Stücke auf die hübsche Schwester. Das Mädchen hing am extrovertierten Vater, das Verhältnis zur Mutter, die als ein rechter Griesgram geschildert wird, war angespannt.

Im Hause Michaelis wurde viel gelesen, debattiert und erörtert. Es gab eine umfangreiche Bibliothek, die Kinder durften sich bedienen. Zu den illustren Gästen zählten neben Goethe und den Kollegen von der Universität der Dramatiker Gotthold Ephraim Lessing, der amerikanische Staatsmann Benjamin Franklin, Alexander von Humboldt und der hoch berühmte Weltumsegler Georg Forster. Zwar wusste Michaelis zwischen seiner Vorlesungstätigkeit und seiner Rolle als Familienvater und Gastgeber zu trennen, aber die gebildeten Freunde und die in der weitläufigen ›Londonschänke‹ zur Miete wohnenden Studenten sorgten für ein intellektuelles Klima, das die empfänglichen unter den Michaelis-Sprösslingen beeinflusste. Auch die Nachbarskinder und Spielkameraden aus der Familie Böhmer hatten einen Wissenschaftler zum Vater. So konnte es nicht ausbleiben, dass die aufgeweckte Caroline einen für ihre Zeit, die ja Mädchen vor Gelehrsamkeit zu schützen suchte, ungewöhnlichen Wissensdurst entwickelte.

Sie war eine Leseratte. Sie schmökerte durch, was ihr in die Finger kam, Klassiker und Trivialautoren, bunt gemischt. Für Fremdsprachenerwerb sorgten wechselnde Privatlehrer. Englisch und Französisch waren obligatorisch, in der Akademikerfamilie kam Italienisch hinzu. Religion faszinierte Caroline weniger,

Geschichte und Geographie schon mehr. Als Zwölfjährige wurde das Mädchen nach Gotha geschickt, um dort zur höheren Tochter gebildet zu werden. Sie lernte Handarbeit und Wirtschaftsführung, fühlte sich bei ihrer Gastfamilie wohl, kehrte aber drei Jahre später gerne nach Göttingen zurück. Das Lesen hatte sie nicht aufgegeben. Jetzt machte sie die Lektüre zur Arbeit, las Homer, ferner Milton und Shakespeare im Original und übersetzte Goldonis Lustspiele. Aber eine Stubenhockerin war sie auch wieder nicht. Das schlanke Mädchen mit dem üppigen braunen Lockenhaar verstand sich elegant zu kleiden, flirtete gern und galt als lebenslustig und schnippisch. Es gab kaum eine ärgere Spottdrossel als Caroline Michaelis. Aus den Mädchenfreundschaften, die sich im Umkreis der Professorenfamilien gebildet hatten, entstanden jetzt Cliques junger Damen, über die man tuschelte und die ihrerseits munter den Klatsch weiter trugen. Zu den »Universitätsmamsellen«, wie man sie nannte, zählte neben Caroline die Heyne-Tochter Therese, die Schlözer-Tochter Dorothea und Meta, Tochter des Philosophen und Pfarrers Rudolf Wedekind. Die Mamsellen hatten alle sehr viel mehr gelernt als für weibliche Heranwachsende üblich, ja, in Göttingen schien es sogar Mode geworden zu sein, in Mädchenköpfen nach geistigem Potenzial zu fahnden. Jedenfalls ließen es sich die professoralen Väter angelegen sein, ihren Töchtern vielfältige Bildungsangebote zu machen. Caroline bezeichnete die Freundin Therese als ihr geistig ebenbürtig, wenn nicht gar überlegen; Dorothea Schlözer, offen-



bar hochbegabt, wurde von ihrem Vater mit allen verfügbaren Wissensbeständen so ausführlich und nachhaltig bekannt gemacht – manche sagten: gedrillt –, dass sie als vielsprachiges und allwissendes Wunderkind herumgereicht und später zur ersten Philosophin der Neuzeit promoviert wurde. Meta Wedekind seufzte angesichts des Lerndrucks, den ihr Vater auf sie ausübte, war dann aber doch stolz auf ihre Mehrsprachigkeit. Alle Universitätsmamsellen haben sich später als Übersetzerinnen einen Ruf erworben und etwas hinzuverdient.

Wie es gang und gäbe war in der Ära der »Empfindsamkeit«, schauten die jungen Mädchen sich selbst gern in die Seele, haderten mit sich, wenn sie dort Gefallsucht und Oberflächlichkeit entdeckten und fassten immer wieder neue gute oder einfach nur originelle Vorsätze. Caroline nahm sich vor, auch bei der Gattenwahl, wenn es denn für sie eine geben sollte, den Kopf oben zu behalten. Verlieben wollte sie sich niemals. »Fern von mir sei jede romanhafte Idee.« Über den Ehestand hegte sie eher skeptische Vorstellungen, sie wolle »weit lieber gar nicht heiraten«, hat sie geschrieben, »und auf andere Art der Welt zu nutzen suchen«. Dann wieder brach ihr Pragmatismus durch, und sie bemerkte trocken: »Man schätzt ein Frauenzimmer nur nach dem, was sie als Frauenzimmer ist.« Caroline war keine Rebellin, sie war bereit, die Regeln des Spiels zu lernen und zu respektieren. Aber sie bestand zugleich auf ihrer Unabhängigkeit, auf ihrem eigenen Urteil, ihrem besonderen Weg. Das war damals für eine Frau nicht ohne Risiko möglich. Doch

die Zeit der Aufklärung, das Privileg der Bildung im Professorenhaus und die langsam wachsende Bereitschaft der Gesellschaft, der Frau eine Stimme auch außerhalb ihrer Häuslichkeit zuzugestehen, bildeten die Bedingungen, unter denen Caroline es wagen konnte, sich selbst als autonome Person zu denken. Ihr Leben wird von dieser Spannung bestimmt werden: der Bereitschaft, sich anzupassen, und der selbst gesetzten Nötigung, frei zu sein und den eigenen Blick auf die Welt zu verteidigen. »Ihr sechsundvierzigjähriges Leben«, schrieb Caroline-Biograf Eckart Kleßmann, »war der sechsundvierzigjährige Kampf einer Frau um ihre Selbstverwirklichung.«

Als Caroline im einundzwanzigsten Lebensjahr stand, dachte man in der Familie über ihre Verhehlung nach. Es wurde Zeit. Die anpassungsbereite Tochter sah das genauso. Es war der ältere Bruder Fritz, der den Bräutigam aussuchte: Wilhelm Böhmer, Nachbar und Freund seit Kindertagen, zehn Jahre älter als die Braut und studierter Medicus. Ihm möchte Fritz die geliebte Schwester anvertrauen und Caroline muss davon ausgehen, dass der Herzensbruder für sie den Richtigen wählt. Von Liebe, gar Leidenschaft ist nicht die Rede, es war eine sogenannte Konventionsehe. Auf eine schlichte Hochzeit folgt der Umzug nach Clausthal, wo Böhmer einen Posten als Bergphysikus erhalten hat. Plötzlich ist die umschwärmte Mamsell Honorationsfrau in einer nicht eben aufregenden Stadt. Sie müht sich redlich, eine würdige Clausthalerin zu werden, es gelingt ihr nicht. Die Schwestern müssen ihr Lektüre

aus Göttinger Beständen zuschicken: »Ich vertrockne seit einiger Zeit, weil alle meine Bücherquellen sich verstopfen«. Die Damen vor Ort sind unerträglich, das Klima rau. Allenfalls der herzengute Ehemann und die Aussicht, Mutter zu werden, spenden Trost. »Ich erwarte nichts mehr von einer rosafarbenen Zukunft. – Mein Los ist geworfen.« Das ist keine Resignation im Sinne von Verzweiflung, denn Carolines Erwartungen an die Lebenspraxis gingen kaum über das hinaus, was als anständige Normalität für eine Frau galt. Aber es bleibt ein Rest. Der Freigeist in ihr protestiert. Er wollte, und sei es auch nur in Gedanken, noch ganz woanders hin.

Fürs Erste sorgt ein Töchterchen für Freude und Abwechslung. Körperlich erholt die Mutter sich nur langsam, leidet sie doch unter einer ausgemachten Wochenbettdepression. Aber nach der Genesung ist sie entzückt von der kleinen Auguste und genießt es, mit ihr umzugehen. Zwei Jahre später schenkt sie einer weiteren Tochter das Leben: Therese, genannt Röschen. Ihrer Freundin Luise aus Jugendzeiten, inzwischen verheiratete Gotter, teilt sie brieflich mit, dass die Kinder »wachsen und gedeihen«, und fügt hinzu: »Von meinem übrigen Leben ist wenig zu sagen, es ist von außen so einförmig, dass man sich nur beim Erzählen wiederholen würde. Die innere Geschichte ist um desto mannigfaltiger und zu weitläufig.« Es bleibt dabei, dass Caroline sich abfindet, willentlich und wissentlich, und dass zugleich etwas in ihr arbeitet und den faulen Frieden stört. Es ist ihr Geist, der nach

Herausforderungen verlangt. Aber geziemt so ein Verlangen einer Frau? Zuweilen verwünscht Caroline ihr scheinbar unweibliches Streben, aber unterdrücken kann sie es nicht.

1788, ein knappes Jahr nach der Geburt von Röschen, stirbt ihr Mann Wilhelm Böhmer. Als Ursache wird eine Sepsis genannt, eine Blutvergiftung; in Ausübung seines Berufes hat Böhmer sie sich wohl zugezogen. Das Ende kommt plötzlich. Carolines Clausthaler Welt ist ihres Stützpfeilers beraubt, sie steht allein da mit zwei Kleinkindern, schwanger mit dem dritten. Wie damals üblich, kehrt die Witwe zuerst ins Vaterhaus zurück. Sie bringt dort einen Sohn zur Welt, der nur wenige Wochen alt wird. Die Familie hält zusammen, die Schwestern stehen ihr bei, auch die Mutter. Schwierig wird es mit dem alten Vater, der kränkelt und es schlecht erträgt, dass seine Vorlesungen an Attraktivität einbüßen. Auch die Betterwisserei der Mutter in Erziehungsfragen macht Caroline mürbe. Aber am unangenehmsten ist ihr der nicht zu übersehende Eifer, mit dem Familie und Freundeskreis nach einem neuen Mann für sie suchen. Denn sie hat insgeheim schon selbst Prioritäten gesetzt. Da ist der Göttinger Jurist und Bibliothekar Wilhelm Meyer, mit dem sie lange korrespondiert, der sich aber nicht erklärt. Und da ist der Theologe, Philosoph und Privatlehrer Georg Tatter, der von Liebe spricht, jedoch Abstand hält. Als ihr nach dem Dichter Gottfried August Bürger der Student August Wilhelm Schlegel als Ehe-Kandidat angetragen wird, sagt sie hohnlachend nein. »Schlegel und ich! Ich lache, indem

ich schreibe! Nein, das ist sicher – aus uns wird nichts.« Und sie fügt hinzu, wahrscheinlich an die Freiheit denkend, die ihr als Witwe beschieden ist: »Dass doch gleich etwas werden muss.«

Enttäuscht von der Zurückhaltung der Männer, die ihr gefallen, und abgeschreckt von den Bemühungen der Ihrigen, sie wieder unter die Haube zu bringen, verlässt Caroline Göttingen und geht nach Marburg, wo ihr Bruder Fritz als Mediziner tätig ist. Sie hat es nun nicht mehr eilig mit einer neuen eigenen Familie, sie möchte erst einmal herausfinden, was sie selber will. Eine bescheidene Witwenpension sichert ihr das Nötigste. So nimmt sie ihre beiden Töchter an die Hand und geht in die kleine Universitätsstadt an der Lahn.

Sie findet dort die gewünschte Ruhe nicht. Klartext: Mit Fritz kommt sie keineswegs so gut aus wie erhofft, der große Bruder stößt sich an ihrer unbekümmerten Redeweise, an ihrem Freimut. Und dann ist es ein weiterer Schicksalsschlag, der die junge Witwe zu Boden drückt: Tochter Röschen stirbt mit noch nicht drei Jahren an einer Lungenentzündung. Als bald darauf der Vater im Sterben liegt, kehrt Caroline mit Auguste nach Göttingen zurück. Lange und gründlich denkt sie über ihre Lage nach, erinnert sich wohl auch an ihren früheren Entschluss, aufs Heiraten ganz zu verzichten, und findet, sie habe dereinst die Dinge richtig gesehen. Dem Freunde Meyer, mit dessen Seelenfreundschaft sie vorliebnimmt, erläutert sie das Resultat ihrer Selbstbefragung: »Drei Tage lang war's mir ein Rätsel – es löste sich zuletzt in die Frage auf: Willst Du gebunden sein und gemächlich leben und in

weltlichem Ansehen stehen bis ans Ende Deiner Tage – oder frei, müsstest Du es auch mit Sorgen erkaufen. Die träge Natur lenkte sich dorthin – und die reine innerste Flamme der Seele ergriff dieses – ich fühle, was ich muss – weil ich fühle, was ich kann – schelte mich niemand unvernünftig.« Gleich darauf teilt sie der Freundin Luise mit: »Ich bin umso glücklicher, je freier ich mich weiß.« Sie trifft ihre Entscheidung. Ein alter Bekannter, Bewunderer und Bewunderter, Georg Forster, der inzwischen die Mamsell Therese Heyne geheiratet hatte, war nach Mainz berufen worden, um sich der Universitätsbibliothek anzunehmen. Dort, so glaubte Caroline, könnte auch sie sich niederlassen und Anschluss finden. »Vielleicht werd ich Therese nützlich, und das wird mir viel Freude machen, denn ich weiß sehr gewiss, dass ich ihr nur edle Dienste leisten werde und die Unabhängigkeit, welche ein Bedürfnis für mich geworden ist – nicht als Möbel des Luxus, sondern des Gebrauchs – nicht dabei leiden kann.« Es gab noch einen Grund für ihre Wahl: Die Hauptstadt des Kurfürstentums lag ein Stück näher dran an jener Weltgegend, in der sich gerade Ungeheuerliches zutrug: an Frankreich, an Paris, an der Revolution. Einen letzten Bewerber um ihre Hand, den Generalsuperintendenten Friedrich Löffler, musste sie, zum Erstaunen und Entsetzen ihres Bekanntenkreises, noch zurückweisen. Dann packte sie, im Frühjahr 1792, ihre und Augustus Koffer für Mainz.

Es war kurz bevor die französische Revolutionsarmee Mainz eroberte. General Custine wollte den öster-

reichischen und preußischen Truppen der Gegenrevolution zeigen, dass die Geschichte auf seiner Seite war, die Mainzer Honoratioren aus Adel und Klerus verstanden und flohen mit ihren Preziosen. Die Besatzer verhielten sich überraschend friedlich, pflanzten den Freiheitsbaum und gründeten einen Jakobinerclub. Caroline hatte ein Zimmer ganz in der Nähe vom Domizil ihrer Freunde gemietet. Sie schloss sich eng an Georg und Therese Forster an: »Jeden Abend bin ich dort, um mit ihnen Tee zu trinken, die interessantesten Zeitungen zu lesen, die seit Anbeginn der Welt erschienen sind.« Sie macht die republikanische Gesinnung zu der ihren, bleibt aber, was Politik betrifft, gemäßigt. Dem Jakobinerclub, in dem sich – nach anfänglichem Zögern – Forster engagiert, schließt sie sich nicht an. Hätte sie's gewollt, so hätte sie es gar nicht gekonnt, denn Frauen waren nicht zugelassen.

Aber sie mag die Franzosen. Demokrat Forster ist in engem Kontakt mit Custine, Caroline, die gut Französisch spricht, lernt ihn und seine Staboffiziere kennen, man debattiert heftig, feiert aber auch miteinander. Der Leutnant Jean-Baptiste de Crancé, erst neunzehn und »schön wie ein Götterbild«, hat es ihr besonders angetan. Was sie durch ihn vernimmt über Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, begeistert sie. »Sind wir doch an einem höchst interessanten politischen Zeitpunkt.« Ihr Gerechtigkeitsgefühl darf sich endlich an der politischen Wirklichkeit messen. »Können Sie im Ernst darüber lachen,« schreibt sie an Meyer, »wenn der arme Bauer, der drei Tage von vieren für seine Herrschaften

den Schweiß seines Angesichts vergießt und es am Abend mit Unwillen trocknet, fühlt, ihm könnte, ihm sollte besser sein? Von diesem einfachen Gesichtspunkt gehen wir aus.« Und die überholten Präntionen des Ersten Standes, des Klerus, haben die nicht vor allem das weibliche Geschlecht unten gehalten? Es gab doch bislang nur »die beiden Sphären, in denen sich der Weiber Leidenschaften drehen«: Hauswirtschaft und Religion. Welch eine Unterforderung!

Goethe kommt zu Besuch. Man meidet das Thema Revolution, der Dichturfürst steht auf der Seite des Ancien régime. Caroline geht erstmals auf Distanz zu dem Verehrten. Denn das Hochgefühl, bei dem Entwurf einer gerechteren Weltordnung zugegen zu sein, erfüllt sie ganz: »Ich ginge ums Leben nicht von hier.« Wer Mainz verlässt, ist Therese. Sie hat sich in einen anderen Mann verliebt, in den Literaten Ferdinand Huber, und sie reist ihm mit ihren Kindern hinterher. Caroline tröstet den verlassenen Forster, nimmt derweil eine weitere einstige Universitätsmamsell bei sich auf: Meta, geborene Wedekind, unglücklich verheiratete Forkel. Die Freiheitsideen aus Frankreich bringen auch die privaten Verhältnisse zum Tanzen. Politik, Liebe, Treue – alles wird neu gewichtet. Eine explosive Gemengelage, an die bald darauf mit ihren Träumen und Werken die Jenaer Romantiker anschließen.

Das französisch-revolutionäre Interim in Mainz kann sich nicht halten, die Preußen rücken an, und die Republik sinkt zusammen mit der Stadt in Trümmer. Forster geht nach Paris. Caroline flüchtet Richtung

Gotha. Mit Meta, deren Mutter und Auguste besteigt sie eine Kutsche; die wird bald schon angehalten, und die Flüchtlinge sehen sich nach kurzem Verhör auf die Festung Königstein verbracht. Acht furchtbare Wochen verbringen die Frauen in einem finsternen dreckigen Gelass, mit der Außenwelt lediglich durch briefliche Hilferufe verbunden. Die alten Freunde und Förderer tun nichts für Caroline. Goethe, Wilhelm von Humboldt, Meyer und Tatter, sie alle fürchten, ihr Einsatz für eine Mainzer Demokratin könne sie die Reputation kosten.

Das Gefängnis war fürchterlich, aber beileibe nicht so bedrohlich wie die Entdeckung, die Caroline dort machen musste: sie war schwanger. Ihre Affäre mit dem schönen Leutnant Crancé war nicht ohne Folgen geblieben. Die Ärmste wusste genau, was geschehen würde, wenn man im Gefängnis dahinter käme, dass sie, die Witwe, in Umständen war. Sie würde als gefallene Frau alles verlieren: ihre Ehre, ihre Pension und die Tochter Auguste. Also ging es für sie darum, so rasch wie möglich aus der Haft frei zu kommen. Danach könne man immer noch sehen. Es gab die Möglichkeit heimlicher Niederkunft. Wenn sie aber nicht rechtzeitig befreit würde, so wollte sie, erklärte Caroline, ihrem Leben ein Ende machen. Ohne Mutter wüchse Auguste besser auf als mit einer entehrten.

Bruder Philipp war schließlich, der ihre Freilassung durch eine Eingabe beim König von Preußen erwirkte. Wer ferner herbeieilte, die unglückliche Böhmerin zu unterstützen, war August Wilhelm Schlegel, inzwischen kein Student mehr, sondern gut besoldeter Hauslehrer

in Amsterdam. Caroline hatte seinen Antrag zwar abgewiesen, aber Schlegel war ihr offenbar nicht gram deswegen, jedenfalls hatte er sie nicht vergessen. Er kam, im Gepäck das Gift, um das sie ihn gebeten hatte, das aber nun nicht mehr nötig war.

Gemeinsam fahren sie im Sommer 1793 nach Lucka, einem Städtchen in Sachsen, wo ein verschwiegener Geburtshelfer und eine kleine Pension auf Caroline warten. Hier soll sie in Ruhe die Schwangerschaft durchleben und unerkannt entbinden. August Wilhelm kann nicht bleiben, die Pflicht ruft ihn nach Amsterdam. Aber er lässt die Freundin und deren kleine Tochter nicht einfach allein, sondern bittet seinen Bruder Friedrich, der Schwangeren beizustehen. Der kommt sofort, neugierig auf Caroline, die er bisher nur aus Briefen kennt. Er vertritt seinen Bruder würdig, aus dessen Perspektive womöglich zu gut, denn er verliebt sich heftig in die neun Jahre ältere Frau. Über die Zeit mit ihr in Lucka hat er immer wieder gesprochen wie jemand, der eine Initiation durchmachte. Sie war für ihn »die Frau, die einzig war und meinen Geist zum ersten Male ganz und in der Mitte traf«, schreibt er im Romanfragment *Lucinde* über sie. Caroline, jetzt in Sicherheit und wieder obenauf, muss an den Gesprächen mit dem vielseitig begabten, intellektuell herausfordernden Studenten ihre helle Freude gehabt haben. Auch hatte er, wie sie, großen Spaß an subtil-witzigen Formulierungen. In den Briefstellen und Notizen Friedrichs, die diese Zeit streifen, klingt noch das Gelächter nach, in das beide immer wieder ausgebrochen sein müssen.

Das Kind, ein Sohn, kam im November zur Welt. Caroline widmete sich dem kleinen »Citoyen«, wie Friedrich ihn nannte, nur ein paar Monate. Dann gab sie ihn zu Pflegeeltern und machte sich auf, für sich selbst und ihre Kinder eine Bleibe zu finden. Gotha hieß das erste Ziel, mit dieser Stadt verbanden sie frohe Jugenderinnerungen, auch lebte dort die treue Freundin Luise mit ihrem Mann Friedrich Wilhelm Gotter. Es war dann ein Schock für sie und ihre Gastfreunde, zu entdecken, dass der Tratsch um die vermeintlich gefährliche »Clubistin« bereits im gesamten Städtchen die Runde gemacht hatte und Caroline überall geschnitten wurde. Da sich Acht und Bann auch auf die Gotters auszudehnen drohten, verließ Caroline die Stadt nach einem Jahr – nur um zu erfahren, dass sie im schönen Dresden, dem sie sich jetzt zuwandte, keine Erlaubnis auf Niederlassung erhalten würde. blieb ihre Geburtsstadt Göttingen. Doch auch dort wird ihr mitgeteilt, sie dürfe die Stadt nicht betreten. »Da wir nun der Doctorin Böhmer, geb. Michaelis, den Aufenthalt in Göttingen nicht gestatten können ... Wenn wider Vermuten die erwähnte Doctorin sich dort einfinden sollte, so wird sie sofort wegzuweisen sein ...«, teilte die Behörde mit. Caroline: »Meine Existenz in Deutschland ist hin.« Allen Ernstes erwägt sie, nach Amerika auszuwandern.

Diese rigorose Ausweisung einer allein stehenden Mutter, und zwar bloß auf Verdacht, ohne Beweise, ohne Verfahren, erscheint heute willkürlich und grausam, von jeglicher Rechtsstaatlichkeit weit entfernt, und das war sie auch. Die deutschen Fürstentümer,

der Adel, die Kirchenleute, sie waren durch die Französische Revolution zu tief erschrocken, als dass sie irgendwelche Sympathien mit dem Umsturz durchgehen lassen konnten.

Im Übrigen: Caroline war eine Frau. Was sie verbrochen hatte, war nicht nur ihr Mainzer Abenteuer, ihr Flirt mit der Republik und ihre Bewunderung für die praktische Kritik der französischen Truppen, es war darüber hinaus ihre Selbstständigkeit: Ihr Leben im Haus eines Demokraten, ihr Interesse für Debatten im Jakobinerclub, ihr Eintreten für den Dritten Stand – und das alles ohne legitime männliche Begleitung und Vormundschaft, auf eigene Rechnung und durchaus pflichtvergessen im Hinblick auf das Vorbild, das sie für die unmündige Tochter hätte abgeben müssen. Caroline gilt selbstverständlich als Mätresse Custines und als Kebsweib Forsters. Wer auf sich hält, schneidet diese Frau. Selbst ganze Städte entschließen sich dazu.

Die Rettung kommt noch einmal durch die Brüder Schlegel. Friedrich weiß: ohne den Schutz eines Mannes, der ihr seinen Namen gibt, wird Caroline im bürgerlichen Leben nicht wieder Fuß fassen. Er drängt seinen Bruder, »die erhabene Freundin« zu heiraten. Der zögert. Er hat noch andere Eisen im Feuer. Doch dann entschließt er sich. Er verehrt die um vier Jahre Ältere immer noch. Und schließlich arbeitet er hart an seiner Shakespeare-Übersetzung. Er hat festgestellt, dass ihm Wissen und Sprachgefühl der Böhmerin eine große Hilfe sein können. Caroline ihrerseits hat kaum eine Wahl. 1796 geht sie ihre zweite Vernunft Ehe ein.

Sie liebt August Wilhelm nicht, aber sie schätzt ihn hoch und ist ihm dankbar – mit Grund. Eine derart kompromittierte Frau zu heiraten, setzte damals echten Mannesmut voraus. Immerhin blieb es Wilhelm erspart, zur Frage des ›kleinen Citoyen‹ Stellung zu beziehen. Julius stirbt bei seinen Pflegeeltern an einer Infektion – damals ein nicht seltenes Schicksal von Kleinkindern. »Wie quälend muss es sein«, schreibt der einfühlsame Friedrich, »einen solchen Schmerz verbergen zu müssen.«

Die neue Heimat des Ehepaars Schlegel heißt Jena. August Wilhelm hat von Schiller das Angebot erhalten, an den Periodika *Horen* und *Allgemeine Literaturzeitung* (Mitherausgeber: Gottlieb Hufeland, Redakteur: Christian Gottfried Schütz) mitzuarbeiten. Das reizt ihn. Und dann ist da in Thüringen die Nähe der Humboldts, Johann Gottfried Herders, Christoph Martin Wielands, Goethes. An der Jenaer Universität lehren interessante Köpfe – was hat es wohl mit diesem Johann Gottlieb Fichte auf sich? Caroline ist gleichfalls angetan. Zumal Friedrich sein Kommen in Aussicht stellt. Sie eröffnet in der gemeinsamen Wohnung eine Art Salon – anfangs eher absichtslos, es ergibt sich. Denn die Dichter und Philosophen kommen zu Besuch, sie wollen die berühmten Brüder Schlegel kennenlernen. Sie trauen sich nicht immer gleich, es zu sagen, aber ihre Neugier gilt erst recht der nicht minder berühmten, wenngleich auch ein wenig berüchtigten Madame Schlegel. Und da die Hausherrin eine Meisterin der Konversation ist, gehen

sie erregt und nachdenklich fort, in der Absicht, bald wieder zu kommen. Zum »Jenaer Kreis«, Wiege der Frühromantik, gehörten in den späten neunziger Jahren neben August Wilhelm und Friedrich Schlegel Ludwig Tieck, Friedrich von Hardenberg, genannt Novalis, am Rande auch Goethe, Friedrich Schlegels aus Berlin zugereiste Gefährtin Dorothea Veit, der norwegische Physiker Henrich Steffens, Clemens Brentano, Friedrich Wilhelm Joseph Schelling und die reizende, etwas frühreife, etwas altkluge Auguste Böhmer. Mittelpunkt des Kreises ist Caroline, die jetzt endgültig aus der beengten Frauenzimmer-Existenz heraustritt und als Anregerin, Kritikerin, Moderatorin und Rezitatorin – sie hat eine schöne Altstimme – eine bedeutende Rolle spielt. Jetzt zählen ihre Gedanken so viel wie ihre Blicke, ihre Formulierungen so viel wie ihre Frisur und ihre Schlussfolgerungen so viel wie die festliche Tafel. Es ist Carolines goldene Zeit. Sie dauert nur kurz.

Worüber man redete? Über die Freiheit, wie die Franzosen sie verstehen und die Deutschen sie fürchten. Über die Gleichheit, auch zwischen den Geschlechtern – kann es sie geben? Über die Freundschaft, über Shakespeare, die Elektrizität, die Antike, die Wissenschaftslehre und die Naturphilosophie, die neue Zeitschrift *Athenäum*, den Kosmopolitismus und den Katholizismus – man ließ nichts aus, getrieben von der Lust, alle Fragen zu vertiefen, die die Aufklärung offen gelassen hatte.

Caroline Schlegel wird in Lexika als Schriftstellerin geführt. Die glänzende Briefschreiberin war ihrem

Temperament nach eher eine Kritikerin, hat auch nur Besprechungen veröffentlicht, meist unter Kürzel oder dem Namen ihres Mannes. Das Fabulieren lag ihr nicht, das Rezensieren sehr. Und sie liebte es zu karikieren und zu parodieren. So ist sie mit ihrer Familie »fast von den Stühlen gefallen vor Lachen«, als Schillers *Glocke* zum Vortrag kam. Man könnte sich ja fragen, ob es einer Salonnière gezieme, ihre Gäste aggressiv oder ironisch herauszufordern, und die Antwort ist: aber sicher! »Ernsthaft geht es den Romantikern ja nicht etwa um eine Vernichtung des Gegners«, schreibt Biograf Kleßmann, »der Spaß, den sie an ihrem Spott haben, trägt ihren Lohn in sich.« Die Salonkultur jener Zeit kannte die verschiedensten Charaktere unter den »Spielführerinnen des Geistes«, wie die Brüder Goncourt die Salondamen nannten. Es gab sanftmütige, aber auch angriffslustige, zu letzteren gehörten Caroline, ihre Berliner Kollegin Rahel Levin und die legendäre Madame de Staël, die später August Wilhelm zum Hauslehrer ihrer Kinder erwählen wird. Bei Madame war die Schärfe der Rede durch den gallischen Esprit gemildert, bei Rahel und Caroline trat sie zuweilen verletzend hervor. Aber das hatte seinen eigenen Reiz und zog die Habitués in die Salons. Allerdings gab es auch Mimosen wie Schiller, der kam nicht wieder. Er titulierte Caroline »Dame Luzifer«, was er abschätzig meinte.

Die aufregende Zeit frühromantischer Geselligkeit in Jena war, kaum dass sie um 1799 ihren Höhepunkt erreicht hatte, 1801 schon wieder zu Ende. Zu den Ursachen zählen weniger die Unterschiede in den Ideen

und Werken der Teilnehmer als Konflikte im persönlichen Umgang, etwa in der Wohngemeinschaft im Hause Schlegel, in die inzwischen noch Dorothea Veit gezogen war. Auch trieben Ehrgeiz und Geldsorgen manche der jungen Männer aus dem provinziellen Jena fort. Man fragte sich auch, ob man nicht zu viel gewollt habe. »Ein geistiger Babelturm sollte errichtet werden«, schrieb Henrich Steffens in der Rückschau, »den alle Geister aus der Ferne erkennen sollten. Aber die Sprachverwirrung begrub dieses Werk des Hochmuts unter seine eigenen Trümmer.« Was aber wohl den Ausschlag für die Sprengung des Kreises gegeben hat, war, dass sich Caroline leidenschaftlich, vorbehaltlos und für alle Zeiten in Joseph Schelling verliebte. Das war keine »romanhafte Idee« mehr, sondern romanhafte Wirklichkeit. Schelling ist zwölf Jahre jünger als sie, steht am Beginn seiner Laufbahn als Philosoph, wird von Goethe nach Jena geholt und begeistert dort die Szene. Und Caroline. Sie erschrickt über ihr Gefühl, aber sie lässt es zu, zumal Schelling es erwidert. Alle, die der scharfzüngigen Femme fatale noch mal eine Chance geben wollten, hatten es jetzt schon immer gewusst. Schiller und besonders seine Frau Lotte lassen an der Schlegelin kein gutes Haar. Auch Therese Huber verdammt sie. Interessanterweise ist es nicht der Ehemann August Wilhelm, der auf diese Wendung der Dinge mit flammender Empörung reagiert, sondern sein Bruder Friedrich. Dass »seine« Caroline wirklich so frei in ihren Entscheidungen sein könnte, wie er es ihrem emanzipierten Portrait in der *Lucinde* zugetraut hat, mag er nicht akzeptieren.

Dorothea sekundiert ihm bei seinen Schmähungen, obschon sie um Friedrichs willen ja selbst einen Ehemann aufgegeben hatte.

Es geschieht 1800 auf einer Reise mit der fünfzehnjährigen Tochter und mit Schelling, dass Caroline vom schlimmsten Schicksalsschlag ihres Lebens getroffen wird. Die Krankheit Ruhr grassiert, Auguste infiziert sich und erliegt dem Leiden, es geht alles furchtbar schnell. Caroline erstarrt vor Kummer. Sie und ihr Geliebter versteigen sich in die Vorstellung, dass Gott sie mit diesem Verlust für ihre illegitime Liebe bestrafe. Caroline will hinfort in ihrem Gefährten nur noch einen Sohn sehen, keinen Liebhaber mehr. Der junge Mann verzweifelt völlig. »Schelling, es ist unsäglich, wie Deine Wehmut meine Brust zerreißt.« Irgendwann finden die beiden aus diesem Wahn wieder heraus, aber besonders Schelling ist noch lange von Melancholie umflort.

An ihrer Ehe mit Wilhelm Schlegel, der nach Berlin geht, hält Caroline zunächst noch fest, aber dann finden beide: eine Scheidung ist ehrlicher. Zeit ihres Lebens haben diese Vernunftehепartner einander Respekt erwiesen und freundschaftliche Beziehungen aufrechterhalten. Zweimal kam August Wilhelm später sogar mit Madame de Staël zu Besuch.

Caroline schließt, vierzigjährig, ihre dritte Ehe – es ist ihre erste Liebesheirat. Sie folgt Schelling nach Würzburg, wo er eine Professur erhält, dann nach München, wo er die Akademie der Künste leiten wird. Ihr Leben

an seiner Seite stellt sie ganz in den Dienst an seinem Werk. Sie vergöttert ihn so sehr, dass man fürchten könnte, ihre kritische Ader sei versiegt. Aber so wird es nicht gewesen sein, denn ihr Einfluss auf ihn war offenbar stark. »Unter den großen Philosophen ist es nur Schelling, für den eine Frau durch ihre Persönlichkeit von entscheidender Bedeutung wurde ... durch ihr geistiges Wesen«, so später Karl Jaspers. Und Ricarda Huch, die in ihr Werk über die Romantik ein Kapitel über Caroline aufgenommen hat, ferner die Einleitung für die erste Veröffentlichung von deren Briefen schrieb, sah es so: »Man darf sich nun aber nicht vorstellen, sie hätte jemals über einen geliebten Mann wirklich sich und die ganze Welt vergessen ... Es möchten leicht mehr Frauen zu finden sein, denen die Liebe alles war: sie unterscheidet das gerade von den meisten, dass sie über ihre Liebe, so groß und hingebend sie auch war, doch die Welt niemals vergaß. Ihr aufmerksamer Geist blieb ihrer blinden, elementarischen Leidenschaft ebenbürtig.«

In Würzburg trafen die Schellings auf alte Jenaer Bekannte. Zu den Kollegen zählten der Theologe Paulus und die Mediziner Hoven und Hufeland, welche alle drei nicht eben gut auf den jungen Philosophen und seine skandalumwitterte Ehefrau zu sprechen waren. Man darf es sich so vorstellen, dass die altgedienten Hochschullehrer in Rage gerieten, wenn ein junger Feuerkopf wie Schelling überall im Gespräch war, während sie selbst trotz achtbarer Lebensleistung froh sein konnten, wenn ihre Hörsäle sich füllten. Und dann dieses Weib! »Schelling hat

bewiesen, dass er ein folgsamer Ehemann ist«, schrieb Paulus an Lotte Schiller, »und dass die Einflüsse der Madame Luzifer kräftig auf ihn wirken.« Die Stadt hatte den Neuankömmlingen geräumige Wohnungen angewiesen – unglücklicherweise lagen die alle im gleichen Gebäude. Die Reibungen und Feindseligkeiten, die jetzt aufkamen, sind aus dem Briefverkehr der Gelehrten, ihrer Frauen und Freunde gut ablesbar. Ihr einstiger enger Freund und Bewunderer Friedrich Schlegel konnte Caroline die Scheidung von seinem Bruder und die Liebe zu Schelling nie mehr verzeihen. An Paulus' Frau schrieb er: »Wunderbar ist es freilich, dass Sie nun mit Madame Schelling unter einem Dach wohnen ... Gott gebe, dass der Teufel sie bald holen mag, und zwar mit der gehörenden Feierlichkeit und Lärm nach Standesgebühr; an Gestank wird es ohnehin nicht fehlen.« Für Schelling hatte er die Bezeichnung »pffiffiger literarischer Räuberhauptmann« auf Lager, wobei nicht entschieden werden kann, ob seine wütende Eifersucht Caroline galt oder dem Ruf des Geschmähten, einem Ruhm, den Friedrich selbst zu verdienen glaubte und sich wünschte, aber nicht errang. Nach langem Zögern – u. a. wegen religiöser Vorbehalte – hatte Friedrich nun die Jüdin Dorothea geheiratet und lebte mit ihr in Paris und Köln, beide waren zum Katholizismus übergetreten. Aber sie wurden nicht fromm dadurch – sofern Frömmigkeit die Bereitschaft einschließt, zu vergeben und zu vergessen.

Caroline hatte sich eine gewisse Gelassenheit zugelegt, sie ließ den Schmääh an sich abprallen und tröstete

sich im Umgang mit den verbliebenen Freunden, die immer noch zahlreich waren. Ihre Schwiegereltern mochten sie sehr gern. Wilhelm Schlegel, der ihr auf einer Durchreise seine Aufwartung machte: »Sie schien geneigt, alle Bitterkeit der Erinnerung auslöschen zu wollen und war bei meinem Abschiede gerührt.« Die ehemalige Universitätsmamsell Meta Wedekind, die ihren ungeliebten Gatten Forkel verlassen und sich dem Juristen Johann Heinrich Liebeskind zugewandt hatte, kam zu Besuch und blieb länger. Sie und Caroline hatten in Königstein eine Zelle geteilt, in ihren Schicksalen gab es Übereinstimmungen – bis hin zu einer heimlichen Geburt, die Meta durchmachte, als sie, noch nicht geschieden, ein Kind von ihrer neuen Liebe erwartete. Auch der frühe Tod so vieler kleiner Wesen, die schreckliche Nähe von Wiege und Grab in jener Zeit, war ein Thema der beiden Frauen. Caroline an Meta: »Der Tod ist eine himmlische Hoffnung, wenn er so der Bewahrer unserer liebsten Schätze geworden.«

Im erkatholischen Würzburg hatte es der protestantische Schelling mit seiner kühnen Naturphilosophie nicht leicht, er musste erleben, dass angehenden Priestern der Besuch seiner Vorlesungen untersagt wurde. Aus diesem Grund, aber auch weil sich die Situation mit den übel wollenden Nachbarn nicht entspannt hat, ist das Ehepaar froh, als an Schelling das Angebot ergeht, in München Generaldirektor der neu gegründeten Akademie der Künste zu werden. Hier kann er nicht lehren, aber neben seiner gut honorierten ehrenvollen Verwaltungstätigkeit seine

Philosophie in Ruhe ausarbeiten. 1806 geht das Paar in die Residenzstadt. Als auch Liebeskinds nach München ziehen und 1808 Ludwig Tieck zu Besuch kommt, erwacht in Caroline die Erinnerung an jene Jenaer Jahre, in denen die berühmte romantische Geselligkeit stattfand, und sie schreibt an eine Freundin: »... als würde sich hier ein Sammelplatz bilden wie er in Jena war; eine Menge Fäden laufen hier wieder zusammen, teils sind sie wirklich schon angeknüpft, teils sehen wir's noch kommen.« Aber es gibt keine Neuauflage der großen Zeit mit lauter sehr verschiedenen originellen Köpfen. Carolines soziale Welt wird kleiner. Das sei ihr letztlich auch ganz recht so, teilt sie in Briefen mit. Denn sie hat seit Augustes Tod nie mehr zu jener Energie zurückgefunden, die sie in Jena besaß, als sie die Salonnière war, die den Trubel der Gäste und der Geister zur Interaktion beförderte. Nach außen erscheint sie als die angepasste Ehefrau, die ganz für ihren Mann da ist. Aber dieses Da-Sein schließt sie, wie auch Jaspers bemerkt, nicht von der geistigen Arbeit aus, im Gegenteil. Caroline ist ihres Mannes Partnerin bei der Entwicklung seiner Philosophie: Sie schreibt seine Notizen nicht nur ins Reine, sondern diskutiert seine Gedanken mit ihm und gibt ihre dazu. Ihr »geistiges Wesen« hat einen Bewegungsraum, eine Heimstatt gefunden.

1809 wollten Caroline und Schelling sich den lange schon gehegten Wunsch einer Italienreise erfüllen. Aber die napoleonischen Kriegszüge führten durch Bayern und ließen die beiden von ihrem Reiseplan

zurücktreten. Stattdessen besuchten sie Schellings Eltern in Maulbronn. Es war Spätsommer. Das Paar begab sich auf eine dreitägige Wanderung. Nach der Rückkehr legte sich Caroline mit Fieber ins Bett. Man weiß nicht genau, woran sie litt. In den Zeitzeugnissen ist von »Nervenfieber« die Rede, damals als Terminus ein Passepartout für alle möglichen Krankheiten. Auch Ruhr wird als Grund für ihre Schwäche genannt. Heute vermutet man, dass es Typhus war. Carolines Zustand verschlechterte sich innerhalb weniger Tage. Am 7. September starb sie ohne Schmerzen und ohne Kampf, ganz leise. Nur sechsendvierzig Jahre war sie alt geworden. Schelling war fassungslos. »Dass dieses Meisterstück der Geister nicht mehr ist. O, etwas in der Art kommt nie wieder.«

Caroline Schelling wurde in Maulbronn an der Klosterkirche beigesetzt.

Meta Liebeskind schrieb an Schellings Mutter: »Bei der Nachricht war alles, was sie gekannt hatte, tief erschüttert, und jedermann zollt ihrem ewig teuren Andenken den Tribut der hohen Achtung, welche ein Weib von so seltenen Vorzügen verdient. O meine Caroline! Du, in welcher verschönert zurückgestrahlt die früheren Tage meiner Jugend vor meiner Seele standen ...«